

Aus aller Welt.

In dem Leichenfunde in Marienfelde wird aus Berlin mitgeteilt, die Tote sei wahrscheinlich identisch mit der 33jährigen unbekannten Mörderin Klara Schubo. Ihre Schwester begab sich Samstag nachmittag nach der Friedhofshalle zu Mariendorf und erkannte die Tote im wesentlichen nach den aufgefundenen Kleidern. Sie gab auch an, daß die infolge des Todes ihres Bräutigams wahnsinnig gewordene Schwester sich öfters mit einem Messer mit Handtüchern eingewickelt habe. Sie habe schon einmal einen Selbstmordversuch verübt.

Wird. Aus Innsbruck wird gemeldet: Die Wirtin des in Touristenkreisen bekannten Gasthauses am Rasse Thurn (1273 m. hoch zwischen Rippenbühl und Mitterfäll) ist im Keller ihres Hauses ermordet und beraubt aufgefunden worden. Vom Täter ist keine Spur vorhanden.

„Belagerungsstand“ in Charlottenburg. Auf einem Grundstück in Charlottenburg, das seit zweihundert Jahren bebaut ist, spielte sich dieser Tage eine sonderbare Szene ab. Es handelte sich um das Grundstück Fritschestraße 12 (früher Orangenstraße). Der Besitzer des Hauses wollte seinen Generalpächter, den Schankwirt Holz, dessen Kontrakt noch bis zum 31. Januar 1906 währt, mit Gewalt vertreiben. Das elende Haus paßt allerdings nicht mehr in die neue Zeit, die durch schmutzige Häuser links und rechts vertreten ist, hinein. Dem Besitzer, Architekten Meier Grunewald, ist es ein Dorn im Auge. Er will es abreißen, lieber heute als morgen, vergah aber, seinem Pächter zu kündigen. Und der besteht nun auf seinem Schein. Der Besitzer, der seinen Pächter nicht vertreiben konnte, beschloß also, ihm die Ruine über dem Kopfe abreißen zu lassen. Arbeiter wurden abgefordert, die nun bald einen Teil des Hauses abreißen, bald an den Dachrinnen etwas abwickeln. Der Pächter aber war der Szene gewachsen. Er jagte jeden in die Flucht. Schließlich rückte der Besitzer selbst mit einem Revolver an. Aber gegen die „pommersche“ Frau“ des Generalpächters vermochte auch er sich nicht zu halten. Jetzt kamen in einem Automobil ein Wachmeister und drei Schuppleute an, die aber geschlossen kehrt machten, als sie vom Territorium gewiesen wurden.

wurden. Die Sachlage ist nun bis heute noch ungeklärt. Es wird für den Pächter nur ein Pyrrhussieg sein. Denn der Besitzer hält das Haus für baufällig. Er hat nun den Mietern des Generalpächters den Rat gegeben, an den Widerspenstigen keine Miete mehr zu zahlen. Und die Leute, die über ihm wohnen, sollen Löcher in den Fußboden schlagen und den Bewohner durch Wasser vertreiben, eine Geschichte, die bei der Baufälligkeit des Hauses für beide Teile recht unangenehm werden kann.

Lokales.

Wiesbaden, 18. Dezember 1905.

* Fremden-Verkehr. Die Zahl der bis zum 17. Dezember angemeldeten Fremden betrug 154.974. Der Zugang der letzten Woche beziffert sich auf 713 Personen, wovon 457 zu kürzerem und 256 zu längerem Aufenthalt angemeldet sind.

* Regierungs-Hauptkassier. Die Auszahlung der am 2. Jan. 1906 fällig werdenden Staatsschuldungsinuten erfolgt bei der Regierungs-Hauptkasse und bei den Kreisstellen des Bezirkes schon vom 23. d. M. ab.

* Sicherung der Bauverordnungen. Paragraph 4 des betr. Gesetz-Entwurfes lautet: Wenn ein Häufel hinterlegt ist, unterbleibt die Eintragung des Bauvermerks.

* Liebesgaben. Für das südafrikanische Expeditionskorps hat der Bezirksverband Vaterländischer Frauenvereine weitere 6 Kisten, enthaltend 200 Pfund herbe Schokolade und 300 Pakete Kates, von welchen 100 Pakete seitens der Hannoverschen Katesfabrik S. Vahlsen gesendet wurden, der Haupt-sammelstelle Hamburg zugefandt. Sie sollen auf dem am 15. d. M. abgehenden Dampfer Professor Boermann ihrer Bestimmung zugeführt werden. Auch dieser Sendung wurde wieder Lektüre beigelegt. Weitere Spenden sind der Sammelstelle Diakonenheim, Wiesbaden, Philippsbergstraße 8, willkommen.

* Die Mainzer „alte Tante“. Die älteste Frau von Mainz, Fräulein Hartmann, unter dem Namen „Alte Tante“ in der ganzen Stadt und auch vielen Wiesbadener Besuchern bekannt, ist am Samstag im Alter von 97 Jahren gestorben.

* Mainzer Stadttheater. Das Repertoire dieser Woche gestaltet sich wie folgt: Dienstag wird Thomas Oper „Mignon“ gegeben. Am Donnerstag wird Wolf Ferraris neue Oper „Die neugierigen Frauen“, die am Sonntag zum 1. Male unter großem Beifall in Szene ging, wiederholt. Freitag bleibt das Theater wegen der Vorbereitung des diesjährigen Weihnachtsmärchens Peter Gernslein geschlossen. Die Idee und der Stoff für das Märchen sind für Deutschland gänzlich neu. Es ist dem englischen entnommen und hatte in England die größten Erfolge davongetragen. Die erste Aufführung ist am Samstag, 23. abends 6 Uhr, ferner wird dasselbe aufgeführt am 24., 25., 26. und 27. Dezember, nachmittags 3 Uhr.

Geldsüchliches.

— Mäander Geschäftsmann wundert sich, daß sein Geschäft nicht prosperiert, während sein glücklicher Konkurrent stets vergrößern muß. Woher kommt dieser Stillstand? Er ist doch jetzt genau ebenso auf dem Posten wie früher und gibt sich jederzeit die größte Mühe und doch bleibt der gewünschte Erfolg aus! Die Antwort ist leicht zu erteilen. Er geht eben nicht mit der Zeit mit, denn darin liegt die ganze Kunst des geschäftlichen Erfolges. Wir leben jetzt im Zeitalter der Reklame, ohne Reklame ist an ein Fortkommen nicht zu denken. Nun wird sich mancher Geschäftsmann fragen: Ich mache doch Reklame und trotzdem komme ich nicht vorwärts! Ja, meine Herren, es kommt eben darauf an, wie diese Reklame gemacht wird! Die meisten Geschäftsleute verlassen sich auf die Annoncen, oder sie versenden gedruckte Prospekte, die meist ungelesen ihr kurzes Dasein im Papierkorb beenden und denken nicht daran, daß die beste und dabei billigste Reklame mit der Schreibmaschine geschriebene Empfehlungsbriefe sind, die ganz sicher von jedem Empfänger gelesen werden und deshalb ihren Zweck niemals verfehlen. Diese Empfehlungsbriefe fertigt als Spezialität die „Hausfeste Schreibstube, Kirchgasse 30, 2.“ Preisliste und Muster stehen kostenlos zur Verfügung, auch sind die Inhaber zu persönlicher Rücksprache jederzeit gern bereit.

Vorteilhaftes Angebot

für

Weihnachts-Geschenke

Jedes Kleid auf Wunsch im eleganten Karton.

Waschächte Baumwollstoffe für Servierkleider	das Kleid (6 Meter) Mk. 4.25
Melierte Wollstoffe für praktische Hauskleider	das Kleid (6 Meter) Mk. 4.50
Gestreifte Wollstoffe für praktische Hauskleider	das Kleid (6 Meter) Mk. 5.50
Gemusterte Wollstoffe im englischen Geschmack	das Kleid (6 Meter) Mk. 6.—
Crêpe Cheviot (reinwollen), alle Farben für Strassenkleider	das Kleid (6 Meter) Mk. 6.—
Armure caro (reinwollen), reizende einfarbige Neuheit	das Kleid (6 Meter) Mk. 8.—
Kammgarn-Satin in schwarz und vielen neuen Farben	das Kleid (6 Meter) Mk. 10.50
Satteltuch, glanzvolles solides Gewebe, alle Farben	das Kleid (6 Meter) Mk. 13.50

Gelegenheitskauf!

Halbfertige Ballroben in Seidenbatist und Foulard,
Mk. 9.75, Mk. 12.00, Mk. 17.00, Mk. 18.00
Neue reizende Façons. Nur so lange Vorrat.

J. Herk,

Langgasse 20.

Langgasse 20.

Jagd-Statistik.

In Preussen werden jährlich erlegt:



Wenn wir in der jetzigen Jahreszeit von den Ergebnissen großer Treibjagden lesen oder hören, so kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß vielleicht durch Wildpret dem Mangel an Schlachtleich abgeholfen werden oder wenigstens auf den Preis gedrückt werden könne. Die unerbittliche Statistik aber beweist, daß das in keiner Weise der Fall ist. Für das Königreich Preußen liegen die betreffenden Zahlen vor, sie sind auf den ersten Blick statisch genug. Im allgemeinen ist der Wildstand im Königreich Preußen ein guter, es werden durchschnittlich im Jahre erlegt: 14.000 Stück Rotwild, 8.500 Damwild, 120.000 Rehwild, 9.000 Schwarzwild, 2.500.000 Hasen, 300.000 Kaninchen, 90.000 Waldschnepfen, 2.500.000 Rebhühner, 100.000 Wachteln, 150.000 Fasanen, 800 Trappen, 40.000

Waldschnepfen, 275.000 Wildenten, 52.000 Bekassinen, 1.200.000 Krammetsvögel. Die Gesamtzahl ergibt ein Gewicht von 16 Millionen Kilogramm, in ganz Deutschland werden ungefähr 25 Millionen Kilogramm erbeutet, wovon aber nur 80 Proz. zu Nahrungszwecken verwendet werden können. Dieses Gewicht spielt aber im Haushaltungsbudget der Nation so gut wie gar keine Rolle, denn es bedt nur ungefähr 0,6 Prozent des allgemeinen Fleischverbrauches, der sich für eine Bevölkerung von 60 Millionen auf 3 1/4 Milliarden Kilogramm jährlich beläuft. Die Jäger mögen auf das von ihnen erlegte Wildpret sehr stolz sein, es bleibt aber, wie man sieht, immer nur ein Luxusartikel, den sich eben nur bestimmte Klassen der Bevölkerung leisten können.

Waschen Sie morgen?

so nehmen Sie zum Kochen der schmutzigen Leibwäsche, der Küchenschürzen, der in dem täglichen Beruf verunreinigten Schürzen, Kleid's Trichter und Sie werden über die große Weich- und Reinigungskraft derselben erstaunt sein. Reiben der Wäsche am anderen Morgen fast unendlich. Keine und bequeme Arbeit. Preis per Paket 50 Pfg. Adressant: J. Bloch, Hannover a. M. 821332

Ingenieurschule zu Mannheim

Städt. subv. höhere technische Fachschule. Programme kostenlos.

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreiberschule.

38 Rheinstraße 38, Ecke Moritzstraße.

Unterrichts-Institut I. Ranges für Damen und Herren

Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz, Wechselrechnung, Stenographie, Maschinenschreiben. Sonderunterricht in Schönschreiben nach eigener, jahrelang bewährter Methode.

Tag- und Abendkurse. 1460

Prospekte kostenfrei.

Carl Herborn, Wiesbaden Weingrosshandlung.

Hoflieferant Sr. Hoheit des Prinzen Carl von Hessen. Prämiert Goldene Medaille Frankfurt a. M. 1905.

Spezialität:

Rheingauer Original-Gewächse.

Präsentkistchen,

Elegantes Festgeschenk — 6 Flaschen Rheinwein, Inhalt je nach Sortierung von Mk. 10.— anfangend. Proben u. Preislisten stehen jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Kellereien:

Mauritiusstr. 8 und Ratskeller, Schlossplatz. 3759 — Telefon Nr. 513. —

Gold-, Silberwaren,

Uhren, größte Auswahl, bekannt billige Preise. Fritz Lehmann, Juwelier, Langgasse 3. Telefon No. 3143. Reparaturen. Neuheiten

Zur Aufklärung!

Beim Einkauf von Eau de Cologne findet man noch vielfach die Meinung vorherrschend, als seien die französischen Marken mit besonderen mystischen Eigenschaften versehen. Diese Annahme beruht auf einem Irrtum. Es kommen zwar auch viele minderwertige Produkte auf den Markt, tatsächlich besitzt aber jede gute Eau de Cologne, ganz gleichgültig, ob dieselbe in Köln, Frankfurt oder an einem anderen Orte hergestellt wurde, dieselbe angenehme, erfrischende, belebende und anregende Wirkung. Diese Tatsache ist den Herren Herren längst bekannt. Daher und weil mein Eau de Cologne aus den anerkanntesten In rezeptions bereitet, auch noch den Vorzug großen Billigkeit besitzt, wird dieselbe sowohl hier, wie in Frankfurt a. M. von vielen Herren benutzt und empfohlen.

Vorrätig in den bekannten Eau de Cologne-Flaschen:

1/2 Fl. Mk. 0,60, 1/4 Fl. Mk. 1.—, 1/8 Fl. Mk. 1,75, Liter Mk. 6.—, Großfl. a. Mk. 1,50 und Mk. 3.—. Röhre mit 6 fein verpackten Fl. Mk. 5.—, Eau de Cologne zum Baden: Liter Mk. 4.—.

Eau de Cologne-Seife Groß Mk. 0,50, Karton Mk. 1,25.

Die Herstellung dieser Seife geschah auf Anregung meiner verehrten Kunden infolge des großen Erfolgs, welchen meine Eau de Cologne fand.

Dr. M. Albersheim, Fabrik feiner Parfümerien,

Lager amerik., deutscher, englischer und französischer Spezialitäten, sowie sämtlicher Toilette-Artikel.

Wiesbaden,

Frankfurt a. M.

30 Wilhelmstrasse 30. Fernspr. 3007.

1 Kaiserstrasse 1.

Verfand gegen Nachnahme.

Zusätzl. Katalog kostenlos.

3631

Für Centralheizungen

empfehlen wir

prima gebrochenen Koks

von den besten Kokereien des Ruhrgebietes, wie:

„Consolidation“, „Gustav Schulz“, „Centrum“, „Harpen“, „Constantin d. Gr.“, „Gelsenkirchen“, „Hibernia“ und „Stinnes'schen Werken“

in den Körnungen von 60/100, 60/80, 50/80, 50/70, 40/70 und 40/60 mm zu den billigsten Preisen.

Kohlen-Verkauf-Gesellschaft

m. b. H.

Hauptkontor: Bahnhofstrasse 2.

Fernsprecher: 545, 775, 2352.

Zweigstellen: Nerostrasse 17, (Firma Th. Schweissguth), Telefon 545, Ellenbogengasse 17, (Firma Wilh. Linnekoehl), Telefon 775, Lützenstrasse 24, (Firma Fr. Zander), Kohlen-Konsum-Anstalt m. b. H., Telefon 2352, Moritzstrasse 7, (Firma A. Momberger), Telef. 2596, Bismarckring 30, (Firma Aug. Kalpp), Telefon 545.

Annahmestellen: Moritzstrasse 28 (Firma W. A. Schmidt)

Feldstrasse 18 (Firma Moritz Cramer).

Helenenstrasse 27 (Firma W. Thurmman jr.)

Luxemburgstrasse 8, Ecke Kaiser Friedrich-Ring 52

(Luxemburgdrogerie Fritz Röttcher).

2741



Nr. 296.

Dienstag, den 19. Dezember 1905.

20. Jahrgang

Geführt.

Roman von Mrs. Lovett Cameron. Einzige autorisierte Bearbeitung.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Edith ihrerseits war durch die Nachricht von Annas Tod auf das gewaltigste erschüttert. Sie hatte das schöne, seltsame Geschöpf, das während der kurzen Spanne Zeit in ihrem Heim gelebt, in dem sie bis dahin nur glückliche Stunden kennen gelernt, nie so recht leiden mögen. Annas Ankunft in ihrem Hause hatte Mißtrauen und Unbehagen zur Folge gehabt, aus dem Eifersucht und Antipathie hervorgegangen waren. Nun aber, wo sie wußte, welch schaudervolles Ende jener zuteil geworden, machte sie sich fast einen Vorwurf daraus, daß sie nie den Versuch angebahnt, ihrer Cousine Liebe entgegenzubringen. Sie tadelte sich, weil sie es nicht verstanden hatte, ihr Vertrauen zu erringen, weil sie das Schlechteste von ihr gedacht, und trotz allem und allem empfand sie in tiefinnerster Seele doch eine gewisse Erleichterung. Während all dieser Monate war es ihr eine fürchterliche Qual gewesen, sich auszumalen, daß Lyon und Anna vereint seien, daß sie es vielleicht von neuem gelernt hatten, einander zu lieben. Nun wußte sie, daß all die Wahngelüste von Glück und Liebe, welche sie gequält, nicht Wirklichkeit gewesen seien, daß keine Erneuerung dessen, was jene beiden empfunden haben mochten, stattgefunden habe. Anna war längst tot, und Harold allein gewesen, gerade so einsam und verlassen wie sie selbst. Die Reaktion, die diese Erkenntnis hervorrief, war groß. Sie sagte sich, daß Annas Leben oder Tod keinen wesentlichen Unterschied in ihrem Dasein hervorrufen könne, denn jetzt, wo sie mit Jim verlobt war, mußte sie sich für die Dauer ihres ganzen künftigen Lebens an ihn gebunden fühlen.

„Ich kann und darf ja nicht so niedrig sein, mich von Jim loszusagen. Ich würde mich selbst hassen, wenn ich besser fähig wäre. Es wäre eine unverzeihliche Vassheit; warum aber, o warum habe ich nicht etwas länger gewartet? Weshalb hatte ich es so eilig gehabt, mir die Pforten des Glückes für immer zu verschließen?“ Dieser Gedanke war es, der sie Tag und Nacht verfolgte.

„Er hatte mir immer gesagt, daß ich zu impulsiv, zu heftig bin,“ gestand sie mit melancholischem Lächeln zu. „Wie sehr ist er doch im Rechte gewesen! Meine allzu lebhaften Impulse sind mein Verderben, denn nun, wo Anna tot ist, fühle ich nur zu gut, daß ich ihm Lügen, Unwahrheiten, ja mehr noch verzeihen konnte. Was verzeiht die Liebe nicht?“

Sie wünschte einerseits und fürchtete andererseits, ihn wie-derzusehen, wenigstens ein einziges Mal, um ihm zu sagen, daß sie ihm ganz und vollständig verzeihe, aus freien Stücken, aus vollem Herzen.

28.

Doktor Malcolm als Diplomat.

August Malcolm war ein Mann, der sich in jeder Lebenslage zu helfen wußte. In den schwierigsten Verhältnissen hatte er sich doch immer mit richtigem Taktgefühl zurechtgefunden, und alles, was er unternahm, verstand er auch zu glücklichem Endresultat durchzuführen. Trotzdem neigte er zu der Ansicht, daß die Aufgabe, die Tantchen ihm gestellt, sehr schwer durch-

zuführen sei, und fühlte sich versucht, zu finden, daß sie eine Herzlosigkeit begehe, indem sie ihn mit dieser schwierigen Mission betraue.

„Sie verlangt, daß ich in meinen Jahren mich noch zu Intriguen und Täuschungen hergebe, die sich besser für den Kammerdiener in einer französischen Botschaft als für einen ältlichen Doktor von unantastbarer Ehrenhaftigkeit eignen würden,“ brummte er vor sich hin, nachdem er das Schreiben gelesen, das Tantchen ihm geschickt. „Hole der Teufel die Weiber, sie sind doch alle gleich, ob jung oder alt, eine rechte Plage für die Menschheit, und der Teufel selbst vermag nicht zu ergründen, was sie im Schilde führen.“

Trotz dieses Ausspruches schickte er sich doch an, das Problem zu lösen, das Frau Stubbs ihm gestellt.

Des Erfolges war er durchaus nicht sicher, aber er nahm sich vor, das Mögliche zu tun, und versuchte das in folgender Weise:

Er schrieb einen Brief nach Dene und sendete ihn durch einen Boten auf das Schloß. Dieses Schreiben lautete:

„Meine liebe Edith!
Wollen Sie so freundlich sein, mich morgen etwa um 12 Uhr zu besuchen. Ich habe Notwendiges mit Ihnen zu sprechen. Ihr aufrichtiger
Angus Malcolm.“

Dann verfaßte er einen zweiten Brief nachstehenden Inhalts:

„Besten Herr Lyon!
Wollen Sie so gütig sein, mich morgen um 12 Uhr 15 Minuten zu besuchen. Ich habe Dringendes mit Ihnen zu besprechen. Ihr aufrichtiger
Angus Malcolm.“

Dieses zweite Schreiben gab er selbst in Grange-Moor ab, als er während seines nachmittäglichen Rundganges dort vorüberkam.

Doktor Malcolm lebte in einem altertümlichen, aus Ziegeln gebauten Hause, das in der Hauptstraße des Ortes gelegen war. Das Tor, durch das die Patienten einzutreten pflegten, mündete direkt auf die Straße. In der Rückseite des Hauses aber befand sich ein großer, von einer Mauer umfriedeter Garten, der prächtige alte Bäume aufwies. Das Innere des Hauses war geräumig und sehr behaglich, eigentlich viel zu groß für die Bedürfnisse eines Junggefellens. Viele Jahre hindurch hatte eine Schwester des Arztes, die älter war als er, ihm die Wirtenschaft geführt, vor sechs Monaten aber war sie gestorben, und der Doktor lebte nun mit zwei alten Diensthenten, einem Ehepaar, das äußerst träge war und sich so ziemlich alles nur nach dem eigenen Begehren einteilte.

Eines Tages begehrte Doktor Malcolm irgend etwas, was zu tun er seine Dienerschaft nicht bewegen konnte, so daß er sich schließlich zufrieden geben mußte, seinen Wunsch nicht erfüllt zu sehen. Es bot ihm dies aber Veranlassung zu ernstlichem Nachdenken.

Warum war er denn der Tor, der sich von seinen eigenen Untergebenen tyrannisieren ließ. Derlei hatte sich nie zuge-
traut.

gen, so lange seine Schwester noch unter den Lebenden weile. Durch eine natürliche Ideen-Association fuhr ihm der Gedanke an Tantschen plötzlich durch den Sinn. Er und sie hatten immer auf dem freundschaftlichsten Fuße miteinander verkehrt, weshalb sollten sie es jetzt nicht versuchen, gemeinsam hauszuhalten. Der Oberst konnte sich leicht eine andere Wirtschafterin verschaffen, abgesehen davon, daß Edith ja noch immer in seinem Hause weilte. Tantschen wurde bei ihrem Bruder ganz entschieden zu viel in Anspruch genommen, ihre erste Heirat war ein bedauerlicher Mißgriff gewesen, aber das schloß ja doch die Möglichkeit nicht aus, daß sie eine zweite Ehe eingehen könne. Der Doktor wollte sich nicht lächerlich machen, aber wenn er der Einwilligung Tantschens hätte sicher sein können, so wäre er sehr gerne bereit gewesen, ihr seine Hand zu reichen. Er schrieb ihr somit, und setzte ihr knapp und klar die Situation auseinander."

Tantschen, das verdroß ihn nicht wenig, antwortete ihm ganz kurz, daß sie bis jetzt weder „ja“ noch „nein“ sagen könne, daß sie es aber als Gefälligkeit von ihm erbitte, daß er in kluger Weise eine Zusammenkunft Ediths mit Lyon in seinem Hause in Grange-Moor bewerkstellige und es für Lyon andererseits auch schwer sei, nach Dene zu kommen. Das Haus des Arztes liege auf halbem Wege. Malcolm möge es also so einrichten, daß die beiden jungen Leute sich bei ihm treffen könnten, und zwar sehr bald, da Lyon vermutlich in kürzester Zeit wieder abreisen werde, erst dann, wenn jene beiden zu einer Verständigung gekommen, wollte Tantschen sich den Wunsch des Arztes überlegen.

„Hol' der Teufel die Weiber," hatte Malcolm zwar gesagt, trotzdem aber setzte er sich nieder und schrieb die beiden oben erwähnten Briefe.

„Ich begreife nicht, was es nützen soll, wenn Lyon und Edith jetzt zusammenkommen. Wair wird nebstbei wütend werden, wenn er erfährt, daß ich eine Zusammenkunft veranstaltete, aber was läßt sich machen, wenn eine Frau sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, bleibt ja doch nichts anderes übrig, als ihrem Wunsche zu willfahren."

Edith fuhr in ihrem Bonnwagen Punkt 12 Uhr vor dem Hause des Arztes vor. Der Groom erhielt die Weisung, sich nach den Stallungen zu begeben, und Edith wurde nach einem der rückwärtigen Zimmer geleitet, welche die Aussicht nach dem Garten boten. Es war stets ein sonniges Gemach, sogar im Winter. Aus den auf der Südseite gelegenen Fenstern hatte man prächtigen Ausblick in den Garten. Edith begriff nicht recht, weshalb Dr. Malcolm nach ihr gesendet, aber der alte Juchz kam bezüglich einer passenden Ausrede durchaus nicht in Verlegenheit.

„Ich wollte wegen Ihres Vaters mit Ihnen sprechen, liebes Kind, natürlich im Vertrauen," sprach er ganz unbefangen.

„Wegen meines Vaters?"

„Ja, ich bin seiner wegen einigermaßen besorgt."

„Ist er krank, Doktor?" forschte Edith, während der Ausdruck der Angst deutlich aus ihren Augen sprach.

„Nein, nicht gerade krank, das wäre zu viel gesagt, aber ich glaube, er strengt sich zu sehr an. Sie sollten ihm zureden, sich mehr zu schonen. Beispielsweise nicht gar so eifrig der Jagd zu huldigen. Er ist ja doch nicht mehr so jung, als er vor Jahren gewesen, und mühte etwas Rücksicht für seine Gesundheit haben."

„Sie erschrecken mich, meinen Sie, daß er der Jagd vollständig entzogen solle?"

„Nein, o nein, das will ich nicht behaupten, wenn er sich aber für die Dauer von einer oder zwei Wochen Ruhe gönnen wollte, so wäre ihm das nur förderlich."

„Sie beunruhigen mich ernstlich, Doktor, ich bitte, reden Sie offen, diese Andeutungen peinigen mich über alle Maßen! Fürchten Sie ein spezielles Leiden und worin besteht es?"

Der Doktor sah, daß ihre Augen in Tränen schwammen, und machte sich selbst Vorwürfe über seine Handlungsweise. Einen raschen Blick auf die Uhr werfend, sagte er sich aber gleich darauf, daß er die Komödie doch eine kleine Weile weiterspinnen müsse, wenn auch nicht für lange.

Und so schiedte er sich denn an, sich in einer Dissertation über gewisse Symptome zu ergeben, welche er an ihrem Vater bemerkt haben wollte. Er wendete eine Menge medizinische Ausdrücke an, die Edith nicht verstand, erging sich auch in Wiederholungen, und redete so langathmig, daß sie sich schließlich in allem Ernst beunruhigt fühlte, obwohl er ihr zu wiederholten Malen versicherte, daß seine Veranlassung dazu bestehe.

Endlich klingelte es. Doktor Malcolm hielt mitten in einem Satze inne und fuhr sich mit einem leinenen Taschentuche über die Stirne. Der alte Diener brachte auf silberner Platte eine Visitenkarte. Er war genau instruiert worden, den nächsten Be-

such, der komme, in das vorne gelegene Gemach zu führen und seinen Namen nicht zu nennen.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, liebes Kind, es ist jemand gekommen, den ich sofort sprechen muß, ich werde mich nicht lange aufhalten; bitte, bleiben Sie hier, bis zu meiner Rückkehr." Als der Arzt die Türe beinahe erreicht hatte, blieb er stehen, wandte sich nochmals um und rief lebhaft:

„Ich bitte Sie, unter keiner Bedingung fortzugehen."

„Natürlich nicht, es fällt mir ja auch gar nicht ein," entgegnete sie halb lachend, denn sie konnte das seltsame Benehmen ihres alten väterlichen Freundes nicht recht verstehen. Wie erregt, wie hochgerötet er aussah, wie verworrene, unklare Dinge er über das Befinden ihres Vaters sprach! Sie konnte nicht recht daran glauben, daß der Oberst wirklich ernsthaft leidend sei. Er sah so gut aus und hatte sich allem Anscheine nach noch nie so wohl gefühlt. Sie trat ans Fenster und blickte, Malcolm's Rückkehr erwartend, in den Garten hinaus. Sie fühlte sich heute zwar nicht besonders unglücklich, aber sie war auch vom Glücke ach so weit entfernt. Amas Schicksal verfolgte sie noch immer und die Trauerkleidung, die sie ihrer wegen trug, vergegenwärtigte so recht die Tragödie, welche sich in jüngster Zeit abgespielt. Trotzdem regten sich auch fremdliche Gedanken in ihrer Seele. Mirys Glück, das allerdings durch die bevorstehende Trennung von ihrem Gatten einigermaßen unbestätigt war, erschien als ein Lichtblick, an dem alle sich sonnten. Sie mochte Mirys sehr gerne leiden und hatte die Empfindung, als ob deren Gatte ihrer in jeder Hinsicht würdig sei. „Liebe, kleine Miry," sagte sie sich und an Jim denkend, seufzte sie dann schwer auf. Sie war froh, daß sie sich peremptorisch geweigert hatte, Jim, bevor er seiner Waffenspflicht Folge leisten mußte, zu heiraten. Sie war dreifach froh, daß sie den Mut gehabt, diese Weigerung auszusprechen, so wie die Dinge jetzt standen. Jim war ihr, das fühlte sie klar und deutlich, gewissermaßen zur drückenden Pflicht geworden, die gar schwer auf ihr lastete.

Mutig dastehend, nur damit beschäftigt, in den Garten des Doktors hinauszublicken, sann Edith über das und jenes nach, zumoist aber über Dinge, die nicht gerade sehr befriedigend waren. In ihre Gedanken vertieft, hörte sie aber nicht, wie die Türe aufging, vernahm sie auch nicht die leise nahenden Schritte. Plötzlich aber schlug ihr Name, von bebender Stimme gesprochen, an ihr Ohr. „Edith!"

Hastig wendete sie sich um und stand Harold Lyon gegenüber.

„O!" stieß sie fast atemlos hervor und war unfähig, ein Wort hinzuzufügen. Ein paar Sekunden lang standen sie sprachlos einander gegenüber, sahen sie sich mit hungrigen Augen an, die deutlich verrieten, wie sehr sie sich die ganze Zeit über darnach gesehnt hatten, einander zu schauen. Es war unmöglich, das Entzünden zu mißdeuten, welches aus diesen beiden Augenpaaren sprach, dann raffte Edith sich endlich auf, erwachte sie zum Bewußtsein der Wirklichkeit und fragte:

„Wussten Sie, daß ich in diesem Zimmer sei?"

„Nein, bei Gott, ich ahnte es nicht. Malcolm forderte mich auf, zu warten, da ein Patient nach ihm begehrt habe, er geleitete mich zu diesem Zimmer und sagte mir, ich solle hier eintreten. Aber ich gehe schon, Sie hassen mich, und weiß Gott, ich begreife ja, daß ich diesen Haß verdiene. Ich gehe!" Er wendete sich der Türe zu, aber der Doktor hatte seines Amtes mit Gründlichkeit gewaltet und die Türe abgesperrt.

(Schluß folgt.)

Tel. Conrad H. Schiffer, 8693
3046 Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Gg. Otto Rus, Uhrmacher.



Inhaber des C. Theod. Wagner'schen
Uhrengeschäftes.

Alte, bestempfohlene Firma, gegründet 1863,
Mühlgasse 6, nahe der K. Wilhelmshospital
bringt auf bevorstehende Weihnachten sein reich-
haltiges Lager in allen Arten Uhren in em-
pfehlende Erinnerung. 3043

Restaurant Waldhäuschen
auch im Winter täglich geöffnet,



Vom Hofe Napoleons III. veröffentlicht Miß Anna E. Bickwell, die neun Jahre lang als Erzieherin der Kinder des Herzogs Cascher de la Pagerie in den Tuilerien gewohnt, im „Century Magazine“ interessante Erinnerungen aus jener Zeit. Die Dame erzählt u. a.: Abends nach dem Tee pflegte sich der Kaiser zurückzuziehen. Die Kaiserin blieb gewöhnlich bis halb 12 Uhr, und in dem Moment, da sie und ihre Hofdame den Saal verlassen hatten, atmeten sämtliche Herren, die während des ganzen Abends nach den Vorschriften der Hofetikette hatten stehen müssen, erleichtert auf. Der Herzog de Cascher, der an Rheumatismus litt, empfand diese Etikettevorschrift besonders hart, und da er in mancher Hinsicht Privilegien hatte, so schlüpfte er häufig in den nächsten Raum, wo er sich niederlegen und hie und da sogar ein kleines Schläfchen machen konnte. Eines Abends war der Herzog wieder in das anstößende Zimmer geschlüpfet und schrieb eben einen Brief, als plötzlich der Kaiser eintrat. Der Herzog sprang natürlich auf, der Kaiser bat ihn aber, sich nicht stören zu lassen, sondern seinen Brief zu vollenden. Bei solchen Gelegenheiten ist es die Regel, ohne eine Bemerkung zu gehorchen, denn der Wille des Kaisers ist Befehl. Der Herzog nahm daher wieder Platz und beendete seinen Brief, während der Kaiser, auf- und abgehend, eine Zigarrette rauchte. Schließlich trat der Kaiser näher. „Sind Sie fertig, Cascher?“ „Jawohl, Sire.“ „Ganz fertig?“ „Jawohl, Sire.“ „Dann — kann ich wohl die Tinte benutzen?“ Die gutmütige Einfachheit dieses Gehabens ist charakteristisch für den Kaiser. Es hat nach der Verfasserin niemals einen lebenswürdigeren und weniger anspruchsvollen Mann gegeben, als Napoleon III. Aber er war unglücklicherweise mehr ein Mann der Gefühle als der Grundsätze. Man kann sich kaum einen Mann denken, der weniger jenem blutdürstigen Tyrannen gleich, als welchen Viktor Hugo und andere Napoleon III. geschildert haben. Der Anblick des Schlachtfeldes von Solferino hatte auf ihn einen so tiefen Eindruck gemacht, daß derselbe in dem Kaiser alle Träume von militärischem Ruhm zerstörte, und nur durch den unwiderstehlichen Einfluß der Kaiserin Eugénie, welche Schlachtfelder ausschließlich auf den konventionellen Bildern von Gloire und Heroismus gesehen hatte, wurde er in den Krieg mit Deutschland gedrängt. Die Kaiserin war außerordentlich lebenswürdig und gutherzig, aber in ihrem Charakter war keine Spur von Sanftmut. Sie wollte sich als römische Gattin und Mutter zeigen, und dies führte sie bei mancher Gelegenheit zu einer Art Härte, die nicht selten zur Ungerechtigkeit wurde. Der kleine Prinz wurde von seinem Vater ganz unglaublich verzärtelt; seine Mutter wünschte natürlich die übertriebene Zärtlichkeit des Vaters zu paralysieren, versiel aber dabei manchmal in das Extrem. Als der kleine Prinz, noch ein Kind zwischen drei und vier Jahren, zum ersten Male auf ein Pony gesetzt wurde, hielt ihn der Stallmeister Bächon vorsichtig beim Kleiden und führte den Pony Schritt für Schritt. Da kam die Kaiserin hinzu und erklärte indigniert, daß sie solche lächerliche Verzärtelung nicht wüßte; sie gab dem Pony einen Hieb mit ihrer Reitgerte, und das Pferdchen galoppierte fort. Bächon fing den Pony glücklicherweise wieder ein, ohne daß dem Prinzen etwas geschehen wäre, gab aber seinem Aerger in wenig hoffähigen Worten Ausdruck. Es ist selbstverständlich, daß die Kaiserin in keiner Weise beabsichtigte, das Leben ihres Kindes aufs Spiel zu setzen, aber sie selbst war furchtlos bis zum Erzech und sorglos angesichts einer Gefahr. Andererseits war der Kaiser in seinem Bestreben, dem Prinzen den geringsten Schmerz zu ersparen, fast komisch. Das Kind spielte einmal mit einer kleinen Orange und versuchte es, dieselbe in den Mund zu stecken. Auf höchste erschreckt rief der Kaiser: „Wegnehmen! Wegnehmen!“ Er wird ersticken!“ Der Herzog de Cascher nahm dem Prinzen die Orange mit Gewalt weg und fragte den Kaiser lachend, warum er nicht selbst seinem Sprößling die Orange entziehen habe. „Ich konnte nicht“, rief der Kaiser; „er würde mich nicht mehr lieben!“ — Als für den Prinzen die Zeit kam, unter die Fürsorge eines Lehrers gestellt zu werden, sagte eine Dame zu ihm: „O, Monseigneur, nun werden Sie gehorchen und fleißig lernen müssen!“ — Der Prinz antwortete ernst: „Das ist nicht so sicher. Mama sagt immer Nein, aber dann sagt der Papa immer Ja, und nebenbei habe ich meinen eigenen Willen — das macht drei!“ Der Lehrer hatte natürlich kein leichtes Spiel mit dem Prinzen. Dieser war ein sehr lebenswürdiger und interessantes Kind, welches viel von dem Geiste seiner Mutter und dem guten Herzen seines Vaters hatte, den er geradezu anbetete und stets seiner Mutter vorzog, die viel zu viel Strenge zeigte. Bis zum Ende seines jungen Lebens gab es zwischen ihm und seiner Mutter niemals ein richtiges Verstehen, und die peinlichen Situationen, die sich hieraus ergaben, hatten gewiß einen starken Einfluß auf sein Bestreben, in entfernten Ländern Abenteuer zu suchen.

Kochrezepte.

Vorzüglicher Apfelsinenkuchen. Man nehme gute Apfelsinen mit grober Schale, da die dünnhäutigen nach dem Backen bitter werden, koche sie ganz in reinem Wasser so lange, bis sie vollständig weich geworden, lasse sie alsdann auskühlen und schneide dann nicht zu dünne Scheiben, aus denen man die Kerne entfernt. Diese Scheiben lege man nun in dicken, heißen Sirup oder geklärten, flüssigen Zucker, begieße sie von allen Seiten gut damit, nehme sie heraus und lasse sie auskühlen. Nun wird vorher zubereiteter, gewöhnlicher Kuchenteig, der natürlich mit Butter und Eiern gut versehen ist, sobald er reif ist, auf ein Blech ausgebreitet. Hierauf legt man nun die Apfelsinenscheiben dicht nebeneinander. Auf diese Schicht kommt wieder dünn aufgerollter Kuchenteig. Nun läßt man den Kuchen „gehen“, bestreicht ihn dann mit Eigelb, bestreut ihn mit Zucker und feingeschnittenen Mandeln und bäckt ihn wie jeden anderen Kuchen. — Den übrigen gebliebenen Sirup verbraucht man zum Schmoren von Früchten.

Kräuter-Sauce. 100 Gramm frische Butter lasse man zerschmelzen, röste 5–6 Eßlöffel Mehl darin hellgelb und gieße mit Suppe auf. Dann ziehe man sie mit zwei Eidottern und etwas Zitronensaft, seihe sie durch ein feines Sieb und gebe eine Portion Körberraut, Petersilie, Champignon, Estragon, alles fein gewiegt, hinein, lasse die Sauce noch 20 Minuten kochen und lasse vor dem Servieren noch 25–35 Gramm Sardellenbutter darin zerfließen.

Preißelbeer-Salat. Preißelbeeren werden gut durchgesehen, gut mit kaltem Wasser gewaschen und in ein reines Gefäß oder in gläserne Kransen gefüllt. Zuvor hat man folgendes vorbereitet: Ungefähr 20 Liter Wasser hat man mit 2½ Pfund Streuzucker, 1 Eßlöffel Honig, 2 Eßlöffeln Salz, einigen Nellen, Zimt, 1 Glas leichtes Wein abgekocht und kalt werden lassen. Dieses Wasser gießt man nun auf die Preißelbeeren, so daß es etwas darüber steht. Man gibt sie dann wie Salat.

Neue Verwendung von Sauerkrautresten. Von einem größeren Rest eines schmackhaften Sauerkrautgemüses kann man eine treffliche Suppe bereiten. Das Sauerkraut wird mit heissem Wasser glatt gerührt. Aus Fleischabfällen bereitet man alsdann eine leichte Fleischbrühe, die man mit einem Teelöffel Liebig's Fleischextrakt vermischt und mit dem Kohl vermischt. Man läßt die Suppe mit dem Kohl und einem in 2 Tassen saurer Sahne verquirltem gehäuften Eßlöffel Mehl durchkochen, zieht sie mit einigem Eigelb ab und legt in Scheiben geschnittene frankfurter Brühwürstchen, die zuvor in Wasser gar gemacht wurden, in die Suppe.



Die Gründung Wiens. Auch die gute alte Stadt Wien kann sich rühmen, nicht an einem Tage erbaut worden zu sein. Ihr Geburtstag schwankt in der Geschichte unbestimmt und nebelhafter als das Charakterbild Wallensteins und läßt sich schwerer ergründen, als der einer heiterslustigen jungen Dame nach Ueberreichung der verhängnisvollen Dreißig. Wenn man als das neugeborene Wien die erste Keltensiedlung an der heiligen Kaiserstadt ansehen will, dann wird man natürlich vergeblich nach einer urkundlichen Eintragung in die landesamtlichen Register der von Berufspflichten überbürdeten Muse forschen. Aber auch der Zeitpunkt der Errichtung des ersten besetzten Lagers der Römer an dem Orte, den sie Vindomina, später Vindobona nannten und dadurch für alle Zeiten mit einem wohlklingenden und achtbaren Namen versehen, läßt sich nicht feststellen. Unter Augustus wurde bekanntlich die Donau als nördliche Grenze des römischen Weltreiches erreicht. Zur Abwehr der gewaltig zurückgedrängten Keltensämme, später der vorstürmenden Germanenheere unterhielten die Kaiser hier eine ganz bedeutende Heeresmacht. Der strategisch überaus günstig gelegene Platz erhielt ein Castrum staturum, ein ständiges Kastell, in welchem die 15. und später die 10. Legion in Garnison lagen. Diese alte Römerfestung nahm etwa ein Viertel der mittelalterlichen, inneren Stadt ein und wird in ihren Außenlinien durch die Straßen „Graben“, „Tiefer Graben“ und „Rotenturmstraße“ annähernd umschrieben. Im Jahre 180 war der Ort bereits so ansehnlich geworden, daß der philosophische Kaiser Marcus Aurelius auf einem seiner Feldzüge gegen die Markomannen hier sein Hauptquartier aufschlug. Mitten in Waffenlärm und gelehrten Studien ereilte den großen Stoiker der Tod. In der Zeit der Völkerwanderung wird Wien als Grenzstadt der Rugier und Ostgoten genannt. Unter den ersten Markgrafen aus dem Babenberger Hause spielte die Stadt keine bedeutende Rolle und wurde von Tulln, Mautern, Klosterneuburg in den Schatten gestellt. Erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts wurde der „Hof“, das einstige römische Pratorium, Residenz der Babenberger. Heinrich Jasomirgott zeichnete die Grundzüge der späteren Kaiserstadt vor, denn er legte 1144 den Grundstein zum Stephansdom, stiftete 1158 das Schottenkloster und erbaute 1160 die erste Burg. — Die Römer haben bei der Auswahl des

Plazes, wie sie dies allerorts bekanntlich in hervorragendem Maße verstanden, für ihre beherrschende Stellung den gewöhnlichen untrüglichen Scharfblick bewiesen, und die Nachgeborenen sahen sich schließlich doch genötigt, in ihre Spuren zu treten und dort wieder anzuknüpfen, wo die ersten Ansiedler begonnen hatten. Wenn heute ein Wiener auf die ehrwürdige Geschichte seiner Vaterstadt zurückblickt, kann er voll Genugthuung sagen: „s nár“ halt gut, wenn alle unsere modernen Gründungen so solid solidifiziert wären, wie die vor 1800 Jahren.

Amerikanische „Sonntagsheiligung.“ In den Vereinigten Staaten ist der Sonntag bekanntlich nichts anderes, als ein Tag völliger todesähnlicher Ruhe. Brot und Fleisch und was sonst zu des Leibes Nahrung und Notdurst gehört, sind für Geld nirgend zu haben, alle Läden sind geschlossen, und nur einige den Amerikanern absolut unentbehrliche Dinge, darunter: Zeitungen, Tabak und Zuckergebäck — dürfen, ohne den Sabbath zu verletzen, verkauft werden. Strenger noch verfahren die Gesetze in bezug auf die Theater, Konzerthäuser, Museen und Gastwirtschaften, keins dieser Institute und Lokale darf am Sonntag geöffnet sein und Zuwiderhandlungen ziehen sofortige Schließung und sonstige schwere Strafen nach sich. Seit Jahren jedoch hat man, wie aus Newyork geschrieben wird, einen Ausweg gefunden, der die amerikanische Sonntagsheiligkeit, wie sie trotz der Gesetze in Wahrheit ist, trefflich illustriert. Dieser Ausweg ist das sogenannte „Sacred-Konzert“ — das „Geistliche Konzert“, welches nicht allein erlaubt ist, sondern den Behörden sogar als ein wohlgefälliges, förderungswertes Unternehmen gilt. Merkwürdig ist nur der Umstand, daß der Name „Sacred-Konzert“ seit langer Zeit allen möglichen Unternehmungen und Vorstellungen beigelegt wird, die mit einem Konzert gar keine Ähnlichkeit haben. Der berühmte Soubertkünstler Herrmann nennt seine Soirées im Metropolitan-Opernhaus am Sonntage einfach „Sacred-Konzert“ und es fällt niemandem ein, seine Vorstellungen zu verbieten. Man denke sich ein geistliches Konzert, bei dem Professor Herrmann seine Frau aus einer Kanone in die Luft schießt oder einem biedereren Landbewohner ein halbes Duzend Kaninchen aus der Nase zieht. Sonntagsvorstellungen dieser Art sind aber, obgleich sie nur durch Umgehung des Gesetzes möglich sind, immerhin noch nicht geeignet, die vorgeschriebene Sabbathruhe zu verletzen; anders verhält es sich dagegen mit den Schanfeststellungen geringerer Grade, die nicht allein am Sonntag, sondern auch an Wochentagen verboten sein sollten, sich aber gleichwohl der Bezeichnung „Sacred-Konzert“ bedienen und unter dieser ungehindert ihr Wesen treiben. Unter den vielen Vorgängen dieser Art sei nur einer herausgegriffen, eine Vorstellung, welche an einem Sonntag in Laurel Hill bei Newyork stattfand. Das Programm allein genügt, um einen überraschenden Einblick in die religiösen Konzerte zu gewinnen. Hier ist es: Großes geistliches Konzert in Harts Hall, Laurel Hill, E. J. am Sonntag, den 21. April. 1. Auftreten von zehn berühmten Vögeln, darunter Swipes, der grandiose Zeitungsjunge, und Macky, der farbige Totschläger. 2. Fräulein Mary Sullivan von Boston und Annie West von Liverpool werden einander mit Schlagringen zu Leibe rücken. 3. Großer Ringkampf zwischen zehn jungen Damen. 4. Die Athleten Bill Deneve und Jack Popper in ihren unübertroffenen Leistungen. 5. „Graf“ Dempsey, der Mann mit den eisernen Zähnen. 6. Soloszene: Das Vermuttschwein von Chicago, dargestellt von Miss Bridget — und so geht es noch eine Weile fort. Es braucht jetzt nur noch hinzugefügt werden, daß während der angekündigten und auch ausgeführten „Boxing-Matches“ das Blut in Strömen floss, daß die Damen in ihren Kämpfen sich allen Ernstes zu Boden schlugen und blutend hinausgetragen werden mußten — so hat man ein annäherndes Bild des sogenannten „geistlichen Konzerts“ und im weiteren Sinne der berühmten amerikanischen Sonntagsheiligkeit.

Napoleons kleiner Hut. Das Institut de France hat vor nicht langer Zeit eine volle Plenarsitzung auf einen Hut verwandt; aber es war der Hut Napoleons, sein berühmter Hut, den der große Kaiser in der Schlacht bei Waterloo getragen hat. An der Echtheit ist nicht zu zweifeln; regelrechte Begutachtungen, ja sogar eine notarielle Beglaubigung sind beigelegt; die größten Namen des Kaiserreichs zeugen dafür. Es ist gerade so gut, wie wenn man den Hut Geyfers vorzeigte, und Wilhelm Tell selbst hätte ihn als den richtigen anerkannt. Dieser Hut gehörte einem Getreuen des Kaisers, von dem der Kaiser Geröme ihn kaufte und dafür 17 000 Fr. bezahlte. Hüte für 17 000 Fr. sind ziemlich selten, und man begreift, daß Geröme, der mit dem Herzog von Amale sehr befreundet war, ihm eines Tages in Chantilly nach einem guten Frühstück eröffnete: „Monseigneur, ich habe Sie in meinem Testament bedacht; ich vermache dem Museum Condé den Hut, den Napoleon I. bei Waterloo trug.“ Der Herzog von Amale antwortete: „Das ist ja sehr interessant!“ eine Bemerkung, die zu nichts verpflichtete und weder ja noch nein bedeutete. Da Geröme erst nach dem Herzog von Amale starb, mußte sein Vermächtnis nicht mehr von dem Herzog, sondern von dem Institut angenommen werden, das sein Erbe in Chantilly ist. Die Museumskommission hatte nun das Vermächtnis nicht annehmen wollen, weil es doch nicht ginge, diesen Hut neben den Andenken an den Herzog von Eugénien aufzustellen. Doch endlich, nachdem Henry Houffaye und Albert Daudal für die Annahme eingetreten waren, wurde der Hut dem Museum

überwiesen. Napoleon, der Mitglied des Instituts war, und dessen Hüte im Sitzungssaal steht, wohnte der Verhandlung so ernsthaft bei, wie jeder andere der weisen Herren. Dachte er an die vielen Hüte, die er getragen, und die er so oft zu wechseln pflegte? Aber alle diese Hüte sind ja für uns zusammengeschmolzen in den einen „kleinen Hut“, um den sich eine ganze Legende gesponnen hat, und ohne den wir das Bild des Kaisers uns ebensowenig denken können wie ohne die weißen Hosen, an denen er sich in nerodöser Erregtheit so oft die Cintenfinger abwischte. Die Hüte von Toulon, von Aegypten und Marengo sind allerdings sehr klein; aber Napoleon ging doch auch ein wenig mit der Mode mit und ließ sich die Hüte allmählich immer etwas größer machen, so daß der Hut von Waterloo etwa doppelt so groß ist, wie der von Marengo. Der Kaiser hatte ja wirklich mit der Zeit ein Bändchen bekommen, und ein kleiner Hut hätte doch etwas zu lächerlich ausgesehen auf diesem mächtigen Kopf und starken Körper. Dafür sind aber seine letzten Hüte wieder beinahe zu groß für seine Statur, und in der Karikatur hat man das auch ausgenutzt, denn auf englischen Fayencen ist ein Kind dargestellt, das unter dem Hute des Kaisers liegt. Es sollte damit auf die jugendlichen Rekruten hingedeutet werden, die Napoleon im Jahre 1813 schon im Alter von 14 und 15 Jahren einberufen hatte. Von den 200 Hüten, die Napoleon getragen hat, kennt man nur noch fünf.

Nicht groß genug. Eine drollige Anekdote über den verstorbenen Herzog von Buckingham erzählt die „World“: Der Herzog war erst seit kurzem in den Verwaltungsrat der London und North Western Eisenbahngesellschaft gewählt worden und begab sich nach Euston-square, um das erste Mal einer Sitzung des Direktoriums beizuwohnen. Als er vor dem Direktionszimmer anlangte, sagte ihm ein Portier, er käme zu früh. Der Herzog entfernte sich und als er nach einer Weile zurückkehrte, so wurde ihm wieder dieselbe Antwort von dem Portier zu teil. Als der Herzog sich aber zum dritten Male wieder blicken ließ, ging dem Portier die Geduld aus und seinen Plagegeist vom Kopf bis zum Fuß mustern, rief er aus: „Es hat gar keinen Zweck, daß Sie sich hier um eine Stelle bemühen, Sie sind nicht groß genug.“

Gemeinnütziges.

Sichere Aufbewahrung des Reisegeldes. Allereinsten Damen bereitet das Mitführen des Reisegeldes immer Schwierigkeiten, indem dasselbe weder in den Kleideraschen, noch in dem zierlichen Gürtel- oder Handtäschchen sehr sicher ist und selbst die unter dem Kleide um den Hals zu tragenden Geldtäschchen aus Waschkleder den Herren Langfingern sehr wohl bekannt sind. Bei einem etwaigen Ueberfall ist es ein Leichtes, ein solches Täschchen zu entwenden. Doch auch insofern sind sie nicht sehr praktisch, als sie beim Waschen, beim Baden, bei einer ärztlichen Konsultation usw. abgelegt werden müssen und dabei leicht einmal vergessen werden können. Unbedingt sicher und ohne Unbequemlichkeit kann man selbst größere Summen auf folgende Weise mit sich führen. Man kaufe ein Stück weiches und doch festes Rehlleder und schneide es zu ca. 24 Ztm. Länge und 15 Ztm. Breite zurecht. Dann lege man es so zusammen, daß es nun 12 Ztm. Länge und 7½ Ztm. Breite aufweist. So bietet es Raum für Zwanzigmarsstücke, die in Reihen zu fünf Stück dicht und flach aneinander gelegt in das Leder eingenäht werden, wobei man die erste Reihe dicht an die Bruchseite des Leders schiebt und erst nachdem diese befestigt, die beiden anderen anfügt. Die drei offenen Seiten werden gut vernäht und das ganze Lederfutteral nun flach in den oberen Rückenteil des Korsetts eingenäht. Hier ist es nicht nur vor Diebstählen völlig sicher, sondern es belästigt auch in keiner Weise. So kann man diese hundert Mark im Rücken des Korsetts gleichmäßig verteilt mit sich führen. Bei Bedarf trennt man Stück für Stück heraus, oder entfernt es noch einfacher durch einen kleinen Kreuzschnitt in das Oberleder. Des Nachts legt man das zusammengerollte Korsett zu Füßen des Bettes. Ein Vergessen des Geldes ist ausgeschlossen, denn daß man das ganze Korsett vergißt, kommt wohl nicht vor. Leichter noch läßt sich Papiergeld auf diese Weise aufbewahren, doch muß man dann das Lederfutteral noch mit Gummistoff überziehen, damit bei etwaigem Transpirieren das Papiergeld nicht leidet, auch darf man nicht zu große Geldscheine nehmen, die gewechselt das Portemonnaie zu sehr belasten.

M. Kn.

Das Waschen von Glacéhandschuhen wird sehr oft selbst vorgenommen, doch zumeist nicht in der richtigen, vorrichtigen Weise, so daß viele ihre Handschuhe eher verderben. Das Waschen hat nur paarweise in einer bequemen Schüssel mit Benzin zu geschehen und zwar, der großen Feuergefährlichkeit des letzteren wegen, stets nur am Tage. Man reinigt die Handschuhe einzeln zuerst an ihrem Handgelenk, dann in der inneren und äußeren Mittelhand, zuletzt an den Fingern durch nicht zu kräftiges Reiben. Hiernach drückt man die Handschuhe aus, legt sie — genau so wie neue mit langgezogenen Fingern, Knöpfe und Knopflöcher nebeneinander — auf ein wollenes Tuch, tupft mit einem anderen wollenen Tuch noch etwaige Feuchtigkeit ab und hängt sie zum Trocknen auf. In der Hauptsache ist zu beachten, daß man die Handschuhe nie zu sehr reiben, daher nie zu schmutzig werden lassen darf und lieber öfter reinigen sollte, wenn man sie lange tragen will.